TANJA FREI | Das Wispern der Angst

Die Autorin im Gespräch

In Das Wispern der Angst *werden die alleinerziehende Jenna und ihre Tochter Kim jäh aus ihrem Alltag gerissen. Seltsame Dinge passieren, die schnell klarmachen: Es wird gefährlich für die beiden. Wie reagieren sie darauf?*
Es beginnt mit Albträumen. Beide haben das unbestimmte Gefühl, dass jemand oder etwas sie verfolgt, in eine Falle locken möchte. Plötzlich treten die typischen Mutter-Tochter-Konflikte in den Hintergrund, und Jenna und Kim müssen lernen zusammenzuhalten, einander zu vertrauen – denn es geht um Leben oder Tod …

Der Roman beginnt in München. Die turbulenten Ereignisse, die Jenna und Kim widerfahren, führen sie über London bis auf die schottische Insel Islay. Was inspirierte Sie zu diesen Schauplätzen?
Wir alle haben ganz bestimmte Bilder von Orten vor Augen: Mit München verbindet man oft die fröhliche Biergartenkultur im Sommer. Im Februar kann die Stadt dagegen grässlich trostlos sein. Gleiches gilt für magische Momente in Afrika, Nebel und Grauen in London, Seemannsgarn spinnende Schotten auf Islay … Es macht mir Spaß, einiges von dem, was wir glauben zu kennen, auf den Kopf zu stellen und zu schütteln.

Was hat Sie an Jennas und Kims Geschichte am meisten gereizt?
Wie weit gehst du, wenn die, die du liebst, in Gefahr sind? Diese Frage hat mich beim Schreiben immer wieder beschäftigt. In meinem Roman finden zwei Menschen heraus, wozu sie wirklich fähig sind, angesichts vermeintlich unlösbarer Situationen, die sie an ihre Grenzen bringen. Die beiden entdecken bei dieser Reise Unglaubliches – und sich selbst. Im Gepäck dabei haben sie den Mut der Verzweiflung und eine gute Portion Galgenhumor.

Über die Autorin

Tanja Frei wurde 1971 in Boston geboren und wuchs am Bodensee auf. Nach dem Studium der Amerikanistik und Wirtschaftsgeschichte entschied sie sich fürs Büchermachen und arbeitet inzwischen seit über zehn Jahren als Lektorin. Die Autorin lebt mit Mann und Zwillingen bei München. *Das Wispern der Angst* ist ihr erster Roman. *www.tanjafrei.com*

TANJA FREI

Das Wispern der Angst

Thriller

Diana Verlag

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496
FSC
www.fsc.org

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Originalausgabe 01/2014
Copyright © 2014 by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion | Lisa Scheiber
Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München
unter Verwendung eines Motivs
von © Roy Bishop/Arcangel Images
Satz | Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
ISBN 978-3-453-35757-0

www.diana-verlag.de

Für Sebastian

Prolog

Augsburg, 1575

Seit einer Woche brannten die Scheiterhaufen ununterbrochen.

Die Nächte, sonst nur vom Sternenlicht und einem matten Mondschein erhellt, waren durch die meterhohen Flammen taghell erleuchtet. Es schien, als brenne ganz Süddeutschland, eine Woge des Entsetzens lähmte die Bevölkerung.

Doch das war nur der Anfang des unsäglichen Schreckens.

Die Flammen leckten gierig an denen, die ihnen nicht hatten entrinnen können. Schwarzer, fauliger Rauch kroch durch alle Ritzen, waberte durch die Straßen und machte das Atmen zur Qual. Nur mit gesenkten Köpfen hasteten die Menschen durch die Gassen, blickten nicht rechts, nicht links. Heim, nur heim, denn mit jeder Abenddämmerung begann erneut die Stunde des Todes.

Dem groß gewachsenen, hageren Mann, der am späten Abend langsam und bedächtig die Feuer abschritt, schienen die heiseren Schreie der Gemarterten nichts auszumachen. Sein dunkelroter, warm gewalkter Umhang bauschte sich im Wind, als er stehen blieb und regungslos zusah, wie ein Körper nach dem anderen von den Flammen verzehrt wurde.

Anders als seine Gehilfen presste er kein Tuch auf sein Gesicht, ganz im Gegenteil, er atmete den stinkenden Qualm tief ein. Das verkohlte Etwas, das vor ihm in sich zusammensank, entlockte ihm nur ein Lächeln der Befriedigung. Der flackernde Feuerschein erhellte für einen Moment sein Gesicht.

Der Mann mit der langen Narbe auf einer Wange mochte um die vierzig Jahre alt sein. Sein Antlitz wurde von einer schmalen Hakennase dominiert. Das halblange blonde Haar ließ sich unter der Kapuze nur erahnen, die er sich über den Kopf gezogen hatte, um sich vor der Asche zu schützen, die der Wind mit sich trug.

Es war nicht so, dass er die Asche hasste. Sie war der Beweis seines rastlosen Strebens nach Vernichtung.

Neben den Feuern, am Rande des Richtplatzes, stand ein Karren, auf dem ein roher, hölzerner Käfig befestigt war. Normalerweise für den Transport von Vieh oder Geflügel gedacht, befand sich nun ein halbes Dutzend Menschen darin.

Es war der Transport der Verdammten.

Wenn die Feuer Atem holten und niemand mehr schrie, war leises Schluchzen zu vernehmen, manchmal hörte man ein Gebet, doch ansonsten war es still. Die Gefangenen wussten, dass sie nicht mehr viel Zeit hatten.

Sie waren nach Augsburg gebracht worden, um zu sterben und ihr Wissen mit ins Grab zu nehmen. Viele hatten gekämpft, verzweifelt und vergebens, andere hatten rasch resigniert und stumm verloren.

Der hagere Mann traf seine Wahl, ohne genau hinzusehen. Was machte es für einen Unterschied, wer gleich drankam und wer morgen?

Die Büttel zerrten drei abgerissene Gestalten aus dem Käfig. Es gab keinen Aufschrei und keine Gegenwehr, nur ein verstohlener Händedruck, ein letztes Lebewohl. Zwei der Gefangenen wurden nachgeschleift, eine junge Frau schlurfte aus eigener Kraft zum Richtplatz. Immer wieder stolperte sie über die Lederfesseln, die um ihre Fußgelenke geschlungen waren.

Die Büttel banden die Gefangenen an vorbereitete Pfähle, schichteten Reisig und Holz um sie herum. Die junge Frau war als Letzte an der Reihe. Ihr hüftlanges schwarzes Haar war verdreckt, ein Teil davon war verkohlt, als die Folterknechte es kurzerhand angezündet hatten. Die junge Frau hatte keinen Laut von sich gegeben. Nur ihre grünen Augen, die nun so verächtlich blitzten, hatten sich mit Tränen gefüllt. Nicht nur ihr Haar, einst ihr ganzer Stolz, war Vergangenheit. Ihre Kleidung bestand nur noch aus Lumpen. Doch das alles hatte sie nicht brechen können, und selbst jetzt, im Angesicht des Todes, blitzte ihre wilde Schönheit durch ihren Schrecken und Schmerz.

»Ihr seid der Hexerei für schuldig befunden worden! Dafür werdet ihr brennen!« Die hasserfüllte Stimme des Hageren hallte über den Richtplatz. Damit ergriff er eine brennende Fackel, die im weichen Grasboden steckte, und hob den Arm, um seine letzte Aufgabe für diese Nacht zu erfüllen. Die Nächte wurden kürzer, und es galt, sie zu nutzen.

Die trockenen Reisigbündel fingen sofort Feuer, in Sekunden hüllte schwarzer Rauch die Verurteilten ein. Schreie gellten zum Himmel, doch niemand hörte zu.

Als sich der Hagere zufrieden abwandte, hörte er plötzlich eine klare, helle Stimme, die das Prasseln der Flammen übertönte. Es waren Worte, die ihn erstarren ließen und die sein Schicksal für alle Zeit besiegeln sollten:

»Jonathan von Keysern, ich verfluche dich über die Stunde deines Todes hinaus! Du wirst schreien, lauter als alle deine Opfer, und dafür beten, dass der Teufel dich holt. Denn er wird der Einzige sein, der dir bleibt.«

Teil I

Der Ruf

1

MONTAG, 30. JANUAR

»Das kann doch nicht wahr sein!« Jenna Winters saß am Küchentisch und starrte ungläubig ihre Tochter an.

Kim, siebzehn Jahre alt und der personifizierte Widerspruch auf zwei Beinen, stand mit trotzigem Gesichtsausdruck vor ihrer Mutter und hielt ein paar zusammengeheftete Blätter in der Hand. Auf dem Deckblatt schimmerte eine rote Drei. »Ich hab die Klausur verhauen, na und? Du sollst auch nur unterschreiben, dass du sie gesehen hast. Die Berger will das so.« Bei der Erwähnung ihrer Lehrerin verzog Kim verächtlich den Mund.

»Unterschreiben?«, wiederholte ihre Mutter wütend. »*Nur* unterschreiben? Mademoiselle, ich glaube, mir geht gleich der Rest meiner Geduld flöten. Nächste Woche haben wir beide einen Termin bei dir in der Schule, das schwöre ich dir. So geht's nicht weiter.«

»Kannst du jetzt unterschreiben?«

»Kann ich, will ich aber eigentlich nicht.«

Kim zuckte die Achseln. »Dann halt nicht …«

Jenna zog ihr das Blatt aus der Hand und kritzelte ein paar Buchstaben darauf. Dann reichte sie es wortlos an Kim zurück.

»Kann ich jetzt gehen?«

»Nein, das kannst du nicht. Setz dich.« Jenna wies auf den Platz neben sich.

Kim gehorchte widerwillig. Sie ließ sich auf die Eckbank sinken, verschränkte die Arme vor der Brust und sah an ihrer

Mutter vorbei aus dem Fenster. Die Linde draußen im Hof streckte ihre kahlen Äste in den grauen Himmel, zwei Spatzen hüpften aufgeregt auf einem der Zweige hin und her. Sie pickten an den Meisenknödeln, die Jenna vor einigen Wochen aufgehängt hatte, indem sie sich todesmutig über das Balkongeländer gelehnt hatte. Der Hausmeister hatte von unten ungläubig zum vierten Stock hochgeschaut und den Kopf geschüttelt. Aber wer die Miete hier im Münchner Westend zahlte, der durfte mit seinem Leben machen, was er wollte.

Der Winter war nach Neujahr eingefallen, es war eiskalt geworden, und die Vögel waren dankbar für alles Essbare, was sie noch erreichen konnten.

In der Küche duftete es nach Zwiebeln und überbackenem Käse. Montags gab es bei Winters seit September traditionell Pizza zum Mittagessen. Kim hatte nach der vierten Stunde frei und musste erst wieder um zwei in der Schule sein, und Jennas Arbeit begann ebenfalls erst nach dem Mittagessen. Jenna stand auf, schnitt die Pizza in Stücke und reichte Kim einen Teller.

»Wir essen erst mal was. Und dann reden wir weiter.«

»Hab keinen Hunger.«

Das reichte, um Jenna endgültig explodieren zu lassen. Die mühsam unterdrückte Wut über die Haltung ihrer Tochter und ihre Noten – von denen sich diese mageren drei Punkte an ein paar vorhergehende anschlossen – brodelte in ihr hoch. »Dann schaust du mir eben zu, meine Liebe. Ich habe nämlich Hunger. Vom Arbeiten. Um das Geld zu verdienen, damit Miss Kim sich das nächste Smartphone leisten kann.«

Sie ballte die Fäuste um das Besteck und funkelte Kim an. »Während meine Tochter in der Schule auf cool macht. Verdammt, Kim, was ist los mit dir? Das ist die dritte verhauene

Klausur in Folge. Herzlichen Glückwunsch! Wenn du so weitermachst, kannst du dein Abi vergessen. Legst du es darauf an?«

Kim schwieg und schaute weiter aus dem Fenster. Es schien, als habe sie ihr Gehör auf Durchzug geschaltet, was sie immer tat, wenn ihre Mutter sich über irgendetwas beklagte oder die Vorwurfstirade abfeuerte. Und das geschah in letzter Zeit häufig.

Jenna wiederum hatte das Gefühl, als lebte sie in einem immerwährenden Streit mit ihrer Tochter, nur unterbrochen von kurzen gefechtsfreien Phasen mitten in der Nacht.

Sie atmete tief durch und nahm einen Bissen von ihrer Pizza. Plötzlich stutzte sie. Das Stück, das sie in der Hand hielt, war mit Schinken und Zwiebeln belegt. Sie schnupperte prüfend – tatsächlich, von der Pizza stieg ein seltsamer Geruch auf, süßlich zuerst, dann stechend, irgendwie faulig. Sie würgte und ließ das Stück auf den Teller fallen. »Was ist das denn?«, fragte sie angeekelt – der Appetit war ihr vergangen. »Ist der Schinken schon hinüber? Riechst du mal?« Sie hielt Kim den Teller hin.

Die nahm ihn entgegen, schnupperte an der Pizza und zuckte mit den Schultern. »Riecht okay«, sagte sie ungerührt.

Jenna schüttelte den Kopf. »Das war's. Ich werfe sie in den Müll. Das Letzte, was ich jetzt noch brauche, ist ein verdorbener Magen.« In einem Zug leerte sie das Glas Wasser, das vor ihr stand. Dann erhob sie sich, nahm die Teller vom Tisch und räumte alles in die Spülmaschine. Langsam drehte sie sich um und lehnte sich gegen die Küchenzeile, fixierte Kim.

Kim blieb sitzen, funkelte ihre Mutter an, sagte keinen Ton und bot das Bild eines Teenagers in pubertärer Protesthaltung. Jenna rollte mit den Augen. Aber sie konnte ihre Tochter verstehen. Kim war ihr so ähnlich. Rein äußerlich sowieso, beide

waren groß und schlank, hatten blaue Augen und langes, dunkles Haar, wobei sich bei Kim widerspenstige Locken zeigten. Doch auch in ihrem Charakter glichen sie sich. Jennas Durchsetzungsvermögen, ihr unbedingter Wille, etwas zu erreichen, hatten ihr geholfen, die Zeit, in der sie sich allein um Kim kümmerte, zu überstehen. Kim war stur wie ein Esel, wenn sie sich für etwas entschieden hatte. Leider bündelte sie ihre Dickköpfigkeit auf Dinge, die man hätte diplomatisch lösen oder mit etwas Lerneifer einfach hätte umgehen können.

Das war zumindest Jennas Meinung.

Sie trank ein zweites Glas Wasser, um Zeit zu gewinnen. »Ich muss nachher zurück ins Büro, und du musst Hausaufgaben machen«, sagte sie dann in ruhigem Ton. »Aber wir können uns vielleicht heute Abend unterhalten?«, machte sie ein Verhandlungsangebot. »Was deine Noten betrifft, müssen wir eine Lösung finden.«

Kim zog die Brauen hoch. »Ich treffe mich heute Abend aber mit Simone. Wir wollen noch ins Extreme.«

»Ich habe mich wohl verhört«, fauchte Jenna, das Kinn kampfeslustig vorgestreckt. »Das kannst du vergessen. Bis wir einen Weg gefunden haben, deine Noten zu verbessern, wirst du abends nicht mehr weggehen. Klar so weit?«

»Das kannst du nicht machen«, fuhr Kim wütend auf.

»Ich kann«, gab Jenna ungerührt zurück. »Und ich werde. Verlass dich drauf.«

»Aber wir haben …«

»Vergiss es«, unterbrach Jenna sie. »Du gehst nirgendwohin. Wenn du Simone sehen willst, kann sie gerne hierherkommen. Ende der Diskussion!«

Kim sah aus, als wolle sie noch etwas sagen, doch ein Blick in Jennas Gesicht belehrte sie eines Besseren. Sie presste die

Lippen zusammen, zog ihre langen Beine, die in verblichenen Jeans steckten, unter dem Küchentisch hervor, stand auf und verließ ohne einen weiteren Kommentar die Küche. Eine Tür knallte, dann eine zweite, und Sekunden später tönte Musik aus ihrem Zimmer.

Jenna blieb in der Küche und spülte ihr Glas aus. Sie hatte noch ein bisschen Zeit, montags begann das Leben in ihrer Agentur erst gegen Mittag. Also machte sie sich einen Cappuccino, und während sie zusah, wie der Zucker langsam in der weißen Schaumschicht versank, hörte sie den Spatzen zu, die immer noch lautstark damit beschäftigt waren, den Meisen ihr Mittagessen streitig zu machen.

Kim … Ein wandelndes Problem mit wirren Haaren und schlechten Noten. Jenna schüttelte den Kopf. Dabei waren sie letztes Jahr noch fast Freundinnen gewesen. Sie waren schließlich nur zwanzig Jahre auseinander, da konnte man sich oft noch über die gleichen Dinge vor Lachen ausschütten, die gleichen Filme sehen und über die gleichen Szenen weinen. Wann hatte sich das geändert? Was war passiert? Irgendetwas musste doch vorgefallen sein, doch Jenna konnte sich einfach nicht daran erinnern. Innerlich spürte sie Verzweiflung und Traurigkeit. Aber so viel sie sich auch ihren Kopf zerbrach, sie wusste es einfach nicht. Und solange Kim nichts sagte, würde das so bleiben. Verdammt!

Eine halbe Stunde später war sie auf dem Weg ins Büro. Normalerweise fuhr sie mit dem Fahrrad, doch seitdem sie vergangenen Winter auf den vereisten Radwegen zweimal kurz hintereinander gestürzt war und sich ihr Knie ramponiert hatte, nahm sie derzeit zähneknirschend die U-Bahn. Dabei hasste Jenna voll besetzte U-Bahnen wie die Pest, ja, genau genommen konnte sie Menschenansammlungen jeglicher Art nicht ausstehen.

Der Zug fuhr ein, und die Türen öffneten sich zischend. Jenna betrat den Waggon, sah sich kurz um und erspähte einen Platz in einer leeren Reihe. Die U4 in die Münchner Innenstadt war nur mäßig besetzt, sah Jenna erleichtert. Es roch nach nassen Anoraks und stickiger Heizungsluft, und Jenna rümpfte die Nase. Sie stöpselte ihre Kopfhörer in die Ohren, und Coldplay blendete gnädig die Welt und ihre Mitreisenden um sie herum aus. Den Kopf ans Fenster gelehnt, rasten die Tunnel an ihr vorbei.

Am Hauptbahnhof stieg Jenna um. Der lange Verbindungsgang zwischen den U-Bahnlinien wurde von Geschäften gesäumt, bei denen sie sich immer fragte, wer eigentlich dort einkaufte. Und ob die Verkäufer sich nicht nach der Sonne sehnten, wenn sie tagaus, tagein unter Tage arbeiteten?

Ihr Büro befand sich im Glockenbachviertel, einem ehemaligen alternativen Münchner Stadtteil, der sich zum In-Viertel gewandelt hatte und nun von Künstlern, Kreativen, Szenewirten und kinderlosen Paaren mit doppeltem Einkommen bevölkert wurde. Jenna verließ die U-Bahn an der Fraunhoferstraße, drängte sich auf der Rolltreppe an den Stehenden vorbei und ging die wenigen Meter bis zu dem schmiedeeisernen Tor in der Corneliusstraße. Nummer 15 war ein fünfstöckiges Wohnhaus mit Erkern und kleinen Balkonen, die gerade zwei Stühlen Platz boten.

Ein Auto fuhr vorbei, ließ den Schneematsch einen halben Meter weit aufspritzen, und der letzte Rest landete auf Jennas Stiefeln. Fluchend flüchtete sie in den kleinen Vorgarten, der dick mit Schnee bedeckt war. Dann rannte sie im Takt der Musik die Stufen zur Eingangstür hinauf. Die Agentur, in der sie arbeitete, wurde von zwei Chefs geführt – Klaus und Rainer,

beide Mitte fünfzig, Büro und Bett teilend und glücklicherweise mit einem ausgeprägten Sinn für Humor gesegnet. Weitere fest angestellte Mitarbeiter gab es nicht. Offiziell hieß es, Jenna sei Grafikerin, doch eigentlich war sie Mädchen für alles. Sie zeichnete, erledigte Botengänge, erstellte Konzepte und entwickelte Layouts für Werbebroschüren.

Und sie kochte Tee.

Schwarztee war nicht gleich Schwarztee, das hatte sie gleich in der ersten Woche gelernt. Golden Flowery Orange Pekoe musste es sein, und auf keinen Fall Teebeutel. »Teebeutel bedeuten das Ende der zivilisierten Welt«, hatte Rainer verkündet und dabei die Augenbrauen hochgezogen, um zu unterstreichen, wie ernst es ihm damit war. Kurz davor hatte er sich seine grauen Locken gerauft und die Augen verdreht, als Jenna ihm die erste Tasse Tee gebracht hatte. Nach einer Pantomime der Verzweiflung hatte er das Gebräu wortlos in die Spüle gekippt und Jenna in die hohe Kunst des Teekochens eingeweiht.

Es hatte eine ganze Woche gedauert, ehe er sie den Tee allein zubereiten ließ, ohne ihr über die Schulter zu sehen oder ihr kopfschüttelnd auf die Finger zu klopfen.

Jenna brauchte diese Arbeit und fand diese Spleens im Übrigen eher amüsant denn lästig. Klaus und Rainer hatten davon noch einige andere kultiviert, die allerdings die Arbeit in der Agentur farbenprächtiger und unterhaltsamer machten. Außerdem ließ sich Jenna von ihren beiden schwulen Chefs gerne bemuttern. Sie hatten beim Vorstellungsgespräch Jenna zu ihrem englisch klingenden Vornamen befragt und herzlich gelacht, als Jenna erklärt hatte, dass sie mit drei Vornamen gesegnet worden war, von denen »Jenna« die einzig erträgliche Variante sei. Was übrigens dazu geführt habe, dass sie ihre

Tochter mit einem, nur einem, und zudem kurzen Namen bedacht hatte, den niemand verballhornen konnte.

Abgesehen von den kleinen Marotten der beiden war es die beste Arbeitsstelle, die Jenna sich vorstellen konnte. Sie war zeitlich flexibel, konnte notfalls auch zu Hause arbeiten und mit dem, was ihre Chefs von ihren abendlichen Runden durchs Viertel erzählten, hätte man zwei Romane und ein paar Ratgeber füllen können.

»Guten Morgen!«, rief sie, auch wenn es schon nach zwei Uhr war, und stieß die Tür auf. Klaus und Rainer erschienen normalerweise erst gegen ein Uhr mittags, »kurz nach dem Frühstück«, wie Klaus einmal präzisiert hatte und damit jedem Klischee recht gegeben hatte, das über Kreativ-Duos wie ihn und Rainer verbreitet wurde.

»Morgen«, tönte es zweistimmig über den Gang. Vergangenes Wochenende hatte ein Putztrupp das Parkett bearbeitet, und so roch es immer noch durchdringend nach Orangenöl. Jenna musste niesen.

Gleichzeitig vibrierte ihr Handy in der Manteltasche. Jenna runzelte die Stirn, als sie die Nachricht las. *Muss mit dir reden. Komme kurz im Büro vorbei. Bis gleich, Alex.*

Alex … ach Gott, Alex, dachte sie seufzend. Der auch noch …

Sie betrat ihr Büro, ein gut fünfzehn Quadratmeter großer Raum mit einer hohen Decke, knipste die Stehlampe in der Ecke an, öffnete das Fenster und ließ die eiskalte Luft herein. Alex war ihr Ehemann, genauer, ihr Immer-noch-Ehemann, von dem sie nun seit fast drei Jahren getrennt lebte. Sie hatten fünfzehn gemeinsame Jahre gehabt, dann hatte Jenna all ihren Mut zusammengenommen und war mit Kim ausgezogen. An langen Abenden, wenn wieder einmal die Winterdepression von der Frühjahrsmüdigkeit abgelöst wurde, war sie oft nicht

mehr so sicher, ob es die richtige Entscheidung gewesen war. Sie hatte Luft zum Atmen gebraucht, mehr Luft, als er ihr ließ. Die Leidenschaft war irgendwann verloren gegangen, das Interesse am anderen erloschen. Doch nach der Trennung war die Vertrautheit geblieben, und keiner von ihnen war eine neue Beziehung eingegangen. Auf eine seltsam distanzierte Art waren sie zwar keine Geliebten mehr, aber immer noch Freunde. Vielleicht bessere als früher …

Jenna ließ sich in den Schreibtischsessel fallen und fuhr in Gedanken versunken ihren Computer hoch. Wäre Kim auch mit einem Vater im Haus so widerspenstig, dachte sie, während sie kurz die Aufgaben durchging, die Rainer, zuständig für die Planung in der Agentur, in ihrem Outlook-Kalender gespeichert hatte. Für die nächsten Tage war sie voll ausgelastet, das war absehbar. Keine Abende mit den Mädels. Im Gegenteil. Heute Nachmittag würde sie sich an die dritte Version ihrer Präsentation machen müssen. Seit Tagen bastelte sie daran, doch der Kunde entschied sich regelmäßig einmal pro Woche anders. Sein »Könnten wir nicht vielleicht hier …?« oder »Glauben Sie nicht, dass …« raubten ihr inzwischen den letzten Nerv. Aber da er bezahlte, tat sie ihm zähneknirschend den Gefallen und warf wieder einmal alles um.

Das Parkett im Flur quietschte, und Schritte waren zu hören. Dann klopfte es an ihre halb offene Tür.

»Jenna?«

Jenna sah hoch und lächelte verhalten, als sie Alex erkannte. Er stand unschlüssig an der Tür, das braune Haar fiel ihm in die Stirn, und er wickelte den dunkelgrün gemusterten Fleece-Schal ab, den er im Winter immer trug.

»Alex! Du bist schon da? Komm rein!« Jenna räumte rasch ein paar Bücher von ihrem Gästestuhl und schloss das Fenster.

»Setz dich.« Sie sah ihn abwartend an. »Was ist so dringend, dass du bei mir im Büro vorbeikommst?«

»Kim«, erwiderte Alex, zog die Tür hinter sich zu und ließ seine lange Gestalt auf der Stuhlkante nieder.

»Kim«, nickte Jenna und drehte einen Stift zwischen den Fingern. »Sag mir nicht, sie hätte sich bei dir über mich beklagt.«

Alex räusperte sich. »Nicht direkt«, murmelte er.

Jenna zog die rechte Augenbraue hoch. Sie wusste, dass diese Geste Alex schon immer irritiert hatte. Er konnte es nicht.

»Ähhh …«, fuhr Alex nun ziemlich sinnlos fort, bevor er sich gesammelt hatte. »Hast du ihre letzten Noten gesehen?«

»Was glaubst du denn, wer dieses Fiasko regelmäßig abzeichnet?«, seufzte Jenna. »Natürlich. Und sie hat sich den ersten Teil ihrer Predigt bei mir auch schon abgeholt.«

»Deine Predigten laufen aber ins Leere. Oder lernt sie jetzt?« Alex wickelte nervös seinen Schal immer wieder um seine Hände und wieder ab.

»Pff«, machte Jenna und fuhr sich mit beiden Händen durch die Haare. »Ich habe ihr Ausgehverbot erteilt, bis sie weiß, wie es ihrer Meinung nach weitergehen soll. Heute Abend müssen wir ein ernstes Gespräch führen, und ich werde es ihr nicht leicht machen, versprochen.«

Alex nickte. »Sie hat mir eine SMS geschickt.« Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: »Was werden wir tun?«

»Was *wir* tun werden? Habe ich dich richtig verstanden? *Wir?* Die Frage ist doch, was werde *ich* tun? Danke für die Hilfe, meine Lieber. Na, *ich* werde einen Termin in der Schule vereinbaren. *Ich* werde dort hingehen und fragen, ob sie wissen, woran es liegt, dass *unsere* Tochter nicht lernt. *Ich* weiß es nämlich nicht.« Jenna funkelte ihren Mann an.

Alex schaute verdutzt. »Aber so habe ich das doch gar nicht gemeint.«

»So? Wie dann? Willst *du* zu dem Gespräch in der Schule gehen?«

»Ich kann in den nächsten Tagen nicht«, erklärte er verlegen, »wir haben eine Konferenz.«

»Tja, und das ist genau das, was Kim braucht. Nicht wahr? Einen Vater, der im entscheidenden Moment eine Konferenz hat …«

»Du bist unfair, Jenna! Ich mache mir Sorgen um Kim, und wir sollten darüber reden können, ohne uns zu streiten.«

»Ja, zu deinen Bedingungen!« Jenna kam in Fahrt. »Verdammt, Alex, du reagierst immer erst, wenn das Dach schon brennt. Du kennst doch nur deine Arbeit! Aber ich habe den Alltag mit Kim!«

Es war wie in alten Zeiten: Sie saßen sich gegenüber und stritten sich. In der Vergangenheit hatte Alex oft nachgegeben. Er hasste Diskussionen und fühlte sich von Jennas Emotionen, die hochkochten wie in einem Drucktopf, schlichtweg überfordert. Jennas Willenskraft, ihre überbordende Gefühlswelt brachten ihn durcheinander. Alex war Chirurg. Das bedeutete, er brauchte normalerweise eine ruhige Hand und einen klaren Kopf. Bei seiner Frau gelang ihm weder das eine noch das andere.

»Wenn du bei Kim auch immer so an die Decke gehst, ist es kein Wunder, dass sie nicht mit dir redet!«, warf er ihr jetzt vor und schlug in einer Art überraschender Aufwallung mit der Handfläche auf sein Knie.

Jenna starrte ihn einen Moment sprachlos an, dann fing sie unvermittelt an zu lachen. »Wow, was für ein Gefühlsausbruch!«, neckte sie ihn. »Aber ich schätze, das hab' ich verdient.

Ich kümmere mich darum, Alex. Okay? Ich kriege das schon hin. Nur manchmal ist sie wie eine weiße Wand.«

Ihr Mann blickte zu Boden, und Jenna malte seufzend ein paar tanzende Strichmännchen auf ihre Schreibtischunterlage.

»Ich hätte nie gedacht, dass ich das mal sagen würde: Kim benimmt sich seit Wochen wie du. Sie zieht sich zurück in ihr Schneckenhaus und wartet, bis der Winter vorbei ist. Nur dass dieser Winter nie vorübergeht …«

»Das weiß ich doch schon längst«, sagte Alex. »Aber irgendwas bedrückt sie in letzter Zeit. Vielleicht ist sie unglücklich verliebt? Oder sie hat Ärger mit einem Lehrer?«

Jenna zuckte mit den Schultern. »Wenn, dann hat sie es mir zumindest nicht erzählt. Vielleicht gehst du mal mit ihr Abendessen? Ich hätte übermorgen Abend, also am Mittwoch, was vor – wär das was? Bis dahin hab ich vielleicht auch schon mit Frau Berger gesprochen. Und das Ausgehverbot betrifft ja nicht dich.«

Nun schaute Alex verwirrt. »Wer ist Frau Berger?«

»Schon wieder vergessen? Ihre Mathelehrerin. Und Stufenbeauftragte. Mit der werde ich zuerst reden.«

»Klingt nach einer guten Idee«, lenkte Alex versöhnlich ein und schaute seine Frau forschend an. In den drei Jahren seit ihrer Trennung hatte sich Jenna kaum verändert. Ihr Haar fiel ihr immer noch wie eine schwarze Flut über den Rücken, dazu die bestechend blauen Augen und ein blasser, aber sehr reiner Teint. Kim war ihr Wunschkind gewesen, obwohl sie beide sehr jung gewesen waren. Doch dann hatten sie sich auf dem gemeinsamen Weg irgendwo verloren. Wo, wusste keiner der beiden genau. Nun begannen sich die ersten kleinen Fältchen um ihre Augenwinkel einzunisten, und Alex musste daran denken, dass auch er in die besten Jahre kam …

Jenna schaute auf. Ihr Blick verriet ihm, dass sie seine Gedanken lesen konnte.

»Viel zu tun?«, wechselte er also hastig das Thema und zeigte auf ihren Bildschirm. »Du schaust müde aus.«

»Danke, nett von dir«, sagte sie trocken. »Und ja, zur Zeit ist hier viel los. Ich habe einen Kunden, der mich in den Wahnsinn treibt.«

Er wickelte seinen Schal erneut um die Hände und wieder ab. Jenna musste lächeln. Es war eine durch und durch vertraute Geste. So lange sie Alex kannte, er hatte immer irgendetwas auf- oder abgewickelt. Zuletzt ihre Beziehung …

Nun stand ihr Mann auf und blickte auf sie hinunter.

»Wenn es um Kim geht, lass uns nicht streiten, Jenna. Bitte. Sie hat es nicht leicht mit uns. Ich lade sie für Mittwoch ein, wenn dir das recht ist. Meine Konferenz endet gegen sieben, danach hole ich sie ab. Was hast du denn vor? Ein Date?«

Doch es interessierte ihn nicht wirklich. Ohne eine Antwort abzuwarten, griff er nach seinem Mantel, warf ihn sich über seine Schulter und ging zur Tür. »Pass auf dich auf«, sagte er noch, dann war er verschwunden. Gleich darauf hörte Jenna die Eingangstür zufallen.

Sie stützte die Ellenbogen auf den Schreibtisch und legte den Kopf in die Hände. Alex hatte recht – Kim hatte es nicht leicht. Auch und gerade nicht mit ihr. Im Geiste erstellte sie eine Liste: Sie würde einen Termin mit der Schule ausmachen, noch einmal mit Kim reden, danach Alex Bescheid geben. Dann erst dachte sie über die letzte Frage ihres Mannes nach. Ein Date?

Jenna zog erneut eine Augenbraue hoch. Ein Date war, gelinde gesagt, lächerlich. Jennas Liebesleben köchelte auf Sparflamme. Nein, eher auf Restwärme. Sie war eine getrennt

lebende Mutter mit einem rebellischen Teenager, deren Leben sich zwischen Teilzeitjob, Haushalt, etwas Sport und gelegentlichen Spieleabenden mit ein paar Freunden abspielte: Kartenspielen, der übliche Tratsch, ein paar Cocktails. Keine Männer, keine Abenteuer. Und das war gut so. Danke, mehr Aufregung als die um Kim brauche ich wirklich nicht, dachte Jenna.

In diesem Moment klingelte ihr Telefon. Es war ihr derzeitiger »Lieblingskunde«, der wieder einmal eine neue Fassung der Präsentation andachte. Mit einem »Ich könnte mir vorstellen, dass …« sollte sie bis morgen früh eine weitere Version erarbeiten.

Jenna legte seufzend auf und machte sich an die Arbeit. Sie liebte ihren Job, aber sie begann diesen Kunden zu hassen. Sie war Grafikerin mit Herz und Seele, doch glücklich, wirklich glücklich war sie dann, wenn sie zeichnen durfte, mit Stiften oder Kreide. Buchumschläge, Illustrationen, Comics – das war ihr wahres Leben, darin verlor sie sich vollkommen. Allerdings verdiente man damit nur Anerkennung, aber kein Geld. Schon gar nicht genug, um sich und eine Tochter in München zu ernähren, hier zu logieren und sich ab und zu einzukleiden.

Immer, wenn es einen kreativen Auftrag gab, dann schrie die Cartoonistin in ihr laut »Hurra!«, wie die tanzenden Strichmännchen auf der Schreibtischunterlage, die bereits wegen Überfüllung geschlossen werden sollte. Ihr derzeitiger Kunde konnte allerdings mit ihrer künstlerischen Ader nichts anfangen.

Er brauchte eine Anzeigenstrecke für Titanschrauben.

Jenna machte sich an die Arbeit und schickte die Cartoonistin zähneknirschend in einen Kurzurlaub, in den sie am liebsten mitgefahren wäre.

Frankreich, Versailles, November 1626

»Lagardère, Ihr seid völlig verrückt!« Marie de Bourbon saß an ihrem reich intarsierten Schreibtisch im Westflügel des Versailler Palastes, eine Schreibfeder in der Hand, und funkelte ihren jungen Sekretär an. »Was denkt Ihr Euch nur?«

Antoine Lagardère blickte schuldbewusst zu Boden, versuchte es dann aber erneut. »Eure Majestät, ich liebe sie nun einmal …«

»Lieben, papperlapapp«, winkte die Prinzessin zornig ab. »Was wisst Ihr schon von Liebe? Aber auch das wäre ja nicht das Schlimmste, bei Gott, das wäre es nicht … Aber da ist noch etwas, Lagardère! Sie ist meine Hofdame, meine! Und Ihr wurdet gesehen!« Marie schlug mit der Hand auf den Tisch und brachte den Stapel Papier vor ihr, den sie gerade durchsah, gefährlich ins Wanken. »Ihr könnt und werdet sie nicht haben. Sie wird in sechs Wochen Guy de l'Arronge heiraten, und dies wird eine äußerst erfreuliche, um nicht zu sagen, einträgliche und erfolgreiche Verbindung werden. Punktum! Schlagt sie Euch aus dem Kopf.« Marie wedelte mit der Hand, als würde sie eine lästige Fliege verjagen. Außerdem klang sie nicht danach, als würde sie einen Widerspruch akzeptieren. »Es tut mir leid, Lagardère, aber ich denke nicht daran, diese Heirat abzusagen.«

Der junge Mann senkte den Kopf. Da war einiges, was er der Prinzessin nicht gesagt hatte. Er liebte Sophie, und seine Gefühle wurden erwidert. Hinzu kam, dass er und Sophie bereits weit über das Stadium der scheuen Blicke hinaus waren, und Guy de l'Arronge in der Hochzeitsnacht eine böse Überraschung erwartete … Sophie Solanger war eine der Hofdamen von Marie de Bourbon, neunzehn Jahre alt, kein Kind von Traurigkeit, fröhlich, mit einer Flut rotblonder Locken und

anderen sehr weiblichen Attributen gesegnet und außerdem bis über beide Ohren in den Sekretär ihrer Prinzessin verliebt.

Und keine Jungfrau mehr …

Lagardère, nur wenige Jahre älter als seine Angebetete, stand seit sechs Monaten im Dienst der Bourbonenprinzessin. Der aufgeweckte junge Mann hatte vor geraumer Zeit mit diplomatischem Scharfsinn und unkonventionellen Vorschlägen ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und es hatte nicht lange gedauert, bis die kluge Strategin nicht mehr auf die Dienste Lagardères verzichten wollte. Dessen Fähigkeit, blitzschnell zu kombinieren und selbst in den unvorteilhaften Situationen die beste Verhandlungsposition zu erkennen, machte ihn für die mögliche zukünftige Königin Frankreichs zu einem unentbehrlichen Mitarbeiter. Versonnen musterte sie den jungen Mann. Lagardère war groß und schlank, mit ebenmäßigen Zügen, die dunklen Haare fielen ihm in die Stirn, und seine grünen Augen blitzten meist ironisch. Dass die Damen des Hofes sich reihenweise Luft zufächelten, wenn er an ihnen vorbeiging, kam Marie insgeheim durchaus entgegen. Es ging nichts über Hofklatsch, aus dem man die wichtigsten Informationen herausfilterte.

Marie de Bourbon seufzte. In der letzten Zeit schien Lagardère seine Unbestechlichkeit abhandengekommen zu sein: Mademoiselle Solanger hatte ihm den Kopf verdreht. Oder er ihr, wie auch immer. Sophie war eine adelige Waise, nur mit knapper Not dem Schwarzen Tod, der vor einigen Jahren ganze Landstriche entvölkert und ihre Familie ausgelöscht hatte, entkommen. Vielleicht kam ihre unbändige Lebenslust daher.

Marie senkte den Kopf und blickte sinnend auf die Nachricht vor ihr. Lagardère wartete niedergeschlagen und sah sich, wie schon so oft, in dem großen, sparsam, aber erlesen möb-

lierten Raum um. Marie de Bourbon legte Wert auf ganz bestimmte, ausgesucht feine Dinge. Das galt für Informationen, Schmuck und Männer.

In dieser Reihenfolge.

Die Novembersonne leuchtete mit letzter Kraft schräg in die großen Fenster im ersten Stock des königlichen Palastes. Ein vorwitziger Sonnenstrahl fiel einen Augenblick lang auf die Perücke der Prinzessin, die sie trotz ihrer jungen Jahre – sie war gerade dreißig geworden – trug. Lagardère ließ sich von dem friedlichen Bild nicht täuschen. Mochte auch König Ludwig XIII. die Krone tragen, die wirkliche Macht in Frankreich saß auf der anderen Seite des Palastes – das Gottesgnadentum war nur so lange gnädig, wie es dem Ersten Königlichen Minister, Kardinal Richelieu, gefiel. Jeder wusste das. Richelieu war der gefährlichste Mann im Reich, und sein Wirken ging weit über die Grenzen Frankreichs hinaus. Dass er seit Jahren auf verschiedenen Todeslisten stand, kümmerte ihn wenig. Zahlreiche ehemalige Beamte, die er mit einem Federstrich ihrer Macht und ihres Einflusses auf den König beraubt und in den Ruhestand oder die Verbannung geschickt hatte, wünschten nichts mehr als seinen plötzlichen Tod.

Marie und er lieferten sich seit Monaten ein Duell, aus dem bisher noch keiner als Sieger hervorgegangen war. Sie wusste, wenn sie verlor, würde sie das ihren Kopf kosten. Also hatte sie sich mit dem Comte de Chalais zusammengetan, dem Königlichen Gewandmeister – und Lagardère in ihren tollkühnen Plan eingeweiht.

Marie beendete den Brief, an dem sie geschrieben hatte, rollte ihn zusammen und versiegelte ihn mit ihrem Wachsabdruck. »Für Chalais«, sagte sie dann kurz angebunden und überreichte das Schriftstück ihrem Sekretär.

Lagardère nahm den Brief mit einer knappen Verbeugung entgegen und verließ wortlos den Raum.

Als sich die Tür hinter dem jungen Mann schloss, stand die Prinzessin auf, trat ans Fenster und schaute auf den Park hinab. Unter den Bäumen erkannte sie mehrere Hofdamen, die damit beschäftigt waren, die Reste eines Picknicks mit den Kindern der königlichen Familie zusammenzupacken. Sie kniff die Augen zusammen. Tatsächlich, da hinten war auch Sophie. Sie würde als kluges Mädchen einsehen, dass die Heirat mit Guy de l'Arronge das Beste war, was ihr passieren konnte. Eine Ehe war kein Vergnügen, sondern dazu da, Positionen zu festigen.

Allerdings nicht unbedingt die der Eheleute.

Marie würde, wenn alles gut ging, Gaston d'Orléans, den Bruder des Königs, heiraten, und gemeinsam würden sie Frankreich in eine neue Zeit führen. Doch noch stand ihr der Kardinal im Weg, der mit Ludwig seine eigenen Pläne verfolgte. Und man munkelte, er habe sieben Leben und noch keines davon aufgebraucht …

Marie de Bourbon stützte sich auf das Fenstersims und lehnte die Stirn an die Scheibe. Sie hatte noch einen Trumpf in der Hand. Er hatte nur einen Haken: Es war ihr letzter.

Kurz vor Mitternacht klopfte es an Lagardères Tür. Er bewohnte derzeit ein Zimmer im hinteren Teil des Schlosses, sodass er Marie sofort zur Verfügung stand. Er richtete sich auf und gähnte. »Herein«, sagte er halblaut.

Ein Lakai verbeugte sich. »Monsieur, Ihre Majestät erwartet Sie in ihrem Gemach.«

Lagardère nickte. So etwas kam immer wieder vor. Er zog sich an und folgte dem Diener, der einen Kerzenleuchter vor sich hertrug, durch die dunklen Gänge.

Marie war trotz der späten Stunde untadelig zurechtgemacht, sie war geschminkt, trug einen aufwendig bestickten Morgenmantel aus Seide, nur ihr Haar floss offen den Rücken hinab. Der Sekretär hatte allerdings nur Augen für die junge Hofdame, die am Fenster saß und scheinbar unbeteiligt hinaussah. Selbst in einer Position wie der Maries konnte man es sich nicht leisten, ins Gerede zu kommen. Bei privaten Gesprächen war grundsätzlich eine Anstandsdame anwesend. Marie hatte allerdings darauf geachtet, dass die Spioninnen des Kardinals meist nur die uninteressanten Details zu berichten wussten. Zu den wichtigen Gesprächen engagierte sie grundsätzlich Sophie Solanger, die jetzt ihren Kopf wandte und Lagardère unbefangen mit einem Nicken begrüßte.

Marie saß hochzufrieden in ihrem Sessel, wedelte mit einem Schriftstück und nickte ihrem Sekretär zu. »Mein Lieber, Ihr seid genial. Diesen Code wird niemand entschlüsseln! Und mit Hilfe dieses gelehrten Herrn werden wir diesmal den richtigen Zeitpunkt vorab bestimmen können, nicht wahr?«

Ein kleines Männchen, das in einem hohen Lehnsessel kaum zu sehen war, sprang auf und verbeugte sich. Die Kleider schlotterten um seinen mageren Körper, die Haare standen ihm wirr um den Kopf, doch seine Augen blitzten hellwach.

»Ich kenne Euch«, sagte Lagardère verblüfft. »Ihr arbeitet für Meister Morin, den Astronomen des Herzogs von Luxemburg.«

»So ist es«, sagte das Männchen mit hoher Stimme. »Aber unter uns gesagt, weiß Morin wenig über die Bewegung der Gestirne. Ganz im Gegenteil, er glaubt es immer noch nicht. Ihre Majestät hingegen«, er deutete einen Diener in Richtung Marie an, »weiß meine Dienste und mein Wissen zu schätzen.«

»Und was könnt Ihr für uns tun?« Lagardère klang skeptisch, doch die Prinzessin lächelte.

Das Männchen kicherte stolz. »Ich werde Euch sagen können, wann die Zeit für die Hüterin wieder gekommen ist.«

Lagardère war das erste Mal seit Langem sprachlos.

Gegen drei Uhr morgens warf sich der junge Sekretär unruhig auf seinem Lager hin und her, stöhnte leise. So sehr er sich auch bemühte, er fand keinen Ausweg. Sein Leben war ein einziges Durcheinander. Geboren und aufgewachsen in einem kleinen Dorf im Languedoc, wo sein Vater den Posten eines Notars bekleidete, hatte er eine unbeschwerte Kindheit verbracht. Sein älterer Bruder Olivier und er waren talentierte Schüler in der Klosterschule gewesen, Olivier hatte nach einigen Jahren tatsächlich seine Gelübde abgelegt. Ihre kleine Schwester lebte noch im Haushalt der Eltern. Doch Antoine hatte es früh fortgezogen, weg aus der Provinz, die ihm so eng und beschränkt erschien. Der Zufall wollte es, dass er der Gehilfe eines nach Paris reisenden Geistlichen wurde.

Dass er sich drei Jahre später im Auge des Sturms wiederfinden würde, hatte er sich in seinen kühnsten Träumen nicht ausgemalt. Lagardère fehlten die Skrupellosigkeit und der Machthunger, die die Prinzessin auszeichneten. Sie war unerbittlich und grausam, doch gleichzeitig besaß sie Ehrgefühl, das musste er anerkennen. Manchmal mochte er sie sogar, und das erschreckte ihn.

Sophies Gesicht schob sich vor seine Gedanken. Nur zu bald würde sie die Frau eines anderen sein. Um mit Sophie durchzubrennen, hatte er schlicht und einfach weder Geld noch genügend Mut. Marie würde sie nie gehen lassen. Doch dass Guy de l'Arronge sie sehen sollte, wie Antoine sie gesehen hatte … Bei diesem Gedanken wurde ihm fast schlecht. L'Arronge war dreißig Jahre älter als sie, in betrunkenem Zustand oft gewalttätig

und zudem hässlich wie die Nacht – mit anderen Worten: Der Letzte, den er sich für seine Geliebte wünschte.

Aber wahrscheinlich waren seine Gedanken müßig. Entweder ihr neuester Plan würde funktionieren, oder er würde sie alle aufs Schafott bringen. Vielleicht nicht den Bruder des Königs, aber alle anderen.

Antoine Lagardère inklusive.

Eine Woche später fiel der Herbst mit aller Macht in Paris ein. Tagelang stürmte es ununterbrochen, Wind und Regen fegten über das Land, das Vieh drängte sich auf den Weiden zusammen, um sich vor dem schneidenden Westwind zu schützen.

Marie de Bourbon hatte ein vorzügliches Abendessen genossen, sich angeregt mit ihren Hofdamen unterhalten und dann die Tafel aufgehoben. Dennoch kamen ihre Gedanken heute Abend nicht zur Ruhe, sie ging in ihrem Salon auf und ab und dachte nach. Der Wind heulte um das Schloss, und die großen Fensterläden klapperten gegen die Fassade. Sophie saß auf einem Sofa, stickte im Kerzenlicht und war ebenfalls in Gedanken versunken, als es plötzlich klopfte.

Ein offensichtlich aufgebrachter Antoine Lagardère stürmte ins Zimmer. Sein wehender Umhang fegte zwei Gläser vom Tisch und stieß eine Karaffe Wein um, deren Inhalt mit leisem Glucksen im Teppich versickerte.

Der Sekretär würdigte die zerbrochenen Gläser keines Blickes. »Verzeiht, Prinzessin«, keuchte er und baute sich vor Marie auf, die ihn stirnrunzelnd ansah. »Ich komme, um Euch zu warnen. Chalais und seine Gesellen sind auf dem Weg in die Rue St. Roche. Sie planen, den Kardinal zu töten!«

»Was redest du da, Antoine?«, fragte Sophie verblüfft und ließ das Stickzeug sinken.

Marie sah den alarmierten Blick, den Lagardère seiner Geliebten zuwarf. »Unser kleiner Freund, der Astronom, wurde gestern in der Seine treibend gefunden … Und wir wissen alle, wenn Seine Eminenz nicht mehr unter uns weilt, gibt es niemanden mehr, der den König schützt. Doch Prinzessin, die Hinweise werden in Eure Richtung deuten. Ihr müsst Chalais aufhalten!«

Marie hatte dem Ausbruch ungerührt zugehört. »Setzt Euch«, sagte sie kühl. »Ich werde nichts dergleichen tun. Der verdammte Kardinal hat meinen Astronomen umbringen lassen – dafür wird er zahlen!«

»Aber Majestät!«, protestierte Lagardère.

»Nein.« Marie klang schroff. »Es reicht. Heute Abend werden sich die Sterne in meine Richtung neigen. Und jetzt geht. Diese Entscheidung ist allein meine.« Sie funkelte ihren Sekretär an. »Habe ich mich klar ausgedrückt?«

Lagardère nickte ergeben. Er ergriff Sophies Hand, zog sie hoch und verließ gemeinsam mit ihr den Salon. Hand in Hand gingen sie durch die Gänge zu Sophies Zimmer, das sie sich mit zwei anderen Hofdamen teilte. Der Gang wurde durch ein Fenster erhellt, durch das der Mond hereinschien. Wolkenfetzen jagten über den Himmel, für Sekunden legte der Mond immer wieder einen silbernen Glanz auf Sophies Gesicht. Lagardère nahm sie in seine Arme und küsste sie, leidenschaftlich und mit dem Beigeschmack der Verzweiflung. Er vergrub sein Gesicht in ihrem Haar und wünschte sich weit, weit fort.

Sophie strich ihm übers Gesicht. »Was wirst du tun, Antoine?«, fragte sie leise.

Lagardère schüttelte den Kopf und küsste sie erneut. »Frag nicht. Wir sehen uns morgen, Sophie.«

Er verschwand mit wehendem Mantel um die Ecke.

Sophie schluckte. Es hatte wie ein Abschied geklungen.

Sie hatte den Gedanken kaum gedacht, da presste ihr jemand von hinten eine Hand auf den Mund, zischte ein drohendes »Kein Laut, Mademoiselle!«, und zog sie mit sich fort.

Die Kutsche raste durch die Nacht, der Kutscher holte alles aus den Pferden heraus. Lagardère wurde von einer Seite auf die andere geschleudert. Ihm war schwindlig. Was er im Begriff war zu tun, fiel unter Hochverrat. Doch er konnte diesem feigen Mordversuch nicht schweigend zusehen. Ja, er wünschte sich Marie auf dem Thron, doch seitdem er wusste, dass er Sophie nie bekommen würde, war etwas in ihm gestorben. Seine Begeisterung, sein Feuer für das geniale Komplott waren erloschen.

Hinzu kam, dass er den Kardinal kannte. Dieser war ein machthungriger Stratege, der über Leichen ging, und Lagardère hätte keine Skrupel gehabt, ihn bei einem ehrenvollen Duell zu töten. Doch zuzusehen, wie bei Nacht und Nebel ein Mann in seinem Haus ermordet wurde, das konnte er vor seinem Gewissen nicht verantworten.

Als er vor dem Haus des Kardinals ankam, war alles still. Kein Gefechtslärm war zu hören, keine Schreie.

Vielleicht war er noch rechtzeitig gekommen, um das Schlimmste zu verhindern?

Lagardère klopfte, gab sich dem Lakai zu erkennen und trat gleich darauf in ein großes Wohnzimmer. Kardinal Richelieu saß an einem Tisch, ein großes Buch und ein Glas Wein vor sich, und sah interessiert auf, als sein Gast das Zimmer betrat.

»Eminenz«, grüßte Lagardère heiser.

»Welch Überraschung! Antoine Lagardère, nicht wahr? Was führt Euch zu mir?« Er nahm einen Schluck Wein und musterte den jungen Mann.

Dieser ließ sich seine Überraschung darüber, dass der Kardinal seinen Namen kannte, nicht anmerken. »Ich komme, um Euch zu warnen, Eminenz. Chalais und seine Männer sind unterwegs hierher, um Euch zu töten.«

Der Kardinal lächelte dünn. »Das wäre ja nicht das erste Mal. Allerdings ist es das erste Mal, dass Ihr hier aufkreuzt.«

»Wir stehen auf verschiedenen Seiten, Eminenz«, gab Lagardère zurück und war stolz darauf, dass seine Stimme nicht zitterte. »Aber einen feigen Mord kann und werde ich nicht zulassen.«

Richelieu zog die Brauen hoch. Blitzschnell fasste er einen Entschluss – innerhalb weniger Sekunden wurde aus dem nachdenklichen Minister ein zu allem entschlossener Kämpfer. Er rief seine Leibwachen – an diesem Abend waren sie zu dritt – und instruierte sie leise. Dann wandte er sich an den Sekretär, der unschlüssig vor dem Tisch stehen geblieben war. »Lagardère, ich bin Euch zu Dank verpflichtet. Und nun geht besser, bevor Euch jemand sieht.«

Doch es war bereits zu spät.

In diesem Moment pochte es an der Tür, und eine befehlsgewohnte Stimme erscholl. »Öffnet die Tür! Sofort! Wir wollen mit dem Ersten Minister reden.«

Der Diener sah erst Richelieu an, dann antwortete er kühl, ohne der Anweisung Folge zu leisten: »Seine Eminenz sind nicht zugegen.«

»Wo ist er denn hin?«

»Ich weiß es nicht.«

Man hörte leise, zornige Rufe vor der Tür, dann einen Schrei.

»Lügner!«, erklang eine andere, spöttische Stimme. »Sag deinem Herrn, dass er eine hübsche Hofdame auf dem Gewissen hat, wenn du nicht öffnest!«

Lagardère sah den Kardinal entsetzt an, doch Richelieu schien unbeeindruckt. Er gab dem Diener ein Zeichen, die Tür zu öffnen. Vier Männer drängten ins Zimmer, die Gesichter mit schwarzen Masken verhüllt, die Degen in der Hand.

Richelieu trat ihnen entgegen. »Halt!«, sagte er gelassen und hob die Hand. »Lasst das Mädchen gehen, wer immer sie auch ist, sie hat Euch nichts getan. Dann sagt, was Ihr wollt.«

»Wisst Ihr das nicht?«, erkundigte sich die spöttische Stimme.

»Seid wenigstens nicht so feige und zeigt Eure Gesichter!«, rief Lagardère wütend und hob den Degen.

»Oh, der Schreiberling ist auch da. Wie schön, wie schön!« Die spöttische Stimme nahm einen drohenden Unterton an. »Ich habe immer vermutet, dass man Euch nicht trauen kann, Lagardère!«

Dieser wollte etwas erwidern, doch Richelieu war schneller. »Was wollt Ihr?« Er wurde mittlerweile von seinen beiden Leibwächtern flankiert, die zu allem entschlossen schienen und nur noch auf einen Fingerzeig des Kardinals warteten.

Einer der Männer zog seine Maske vom Gesicht. »Wir wollen Euch davon überzeugen, dass es der Gesundheit abträglich ist, wenn man sich uns zum Feind macht.«

Lagardère trat einen Schritt vor, seine Wut war ihm deutlich anzusehen, doch der Kardinal bremste ihn mit einer fast unmerklichen Handbewegung.

Richelieu lächelte dünn. »Ich habe mehr Feinde, als ich zählen kann. D'Ornano, nicht wahr? Ein Höfling, wie er im Buche steht. Immer bereit, jemandem in den Rücken zu fallen«, erklärte er Lagardère wie nebenbei. »Nun, Monsieur, Ihr müsst Euch schon etwas anderes einfallen lassen, um mich zu erschrecken.«

Falls d'Ornano überrascht war, dass der Kardinal ihn erkannt hatte, ließ er es sich nicht anmerken. »Das mag schon sein.

Aber ich denke, Ihr habt Euch noch etwas Sinn für Schönheit bewahrt, nicht wahr? Bringt sie herein!«, rief er hinter sich.

Zwei seiner Männer zogen die sich heftig wehrende Sophie hinter sich her und stellten sich neben d'Ornano. Sie hatten ihr die Hände auf dem Rücken gefesselt und hielten ihr den Mund zu. Sophie hatte die Augen weit aufgerissen, Angst und Wut flackerten darin.

Lagardère starrte sie entsetzt an. Was sollte das bedeuten?

»Wer ist denn die junge Dame?«, fragte der Kardinal gelassen.

»Sie gehört zu ihm«, gab d'Ornano höhnisch zurück und wies auf den schreckensbleichen Lagardère.

»Hm«, machte der Kardinal. »Das verkompliziert die Sache. Dennoch, findet Ihr es ehrenhaft, einen Sekretär und seine …« Er warf einen Seitenblick auf Lagardère. »… seine Geliebte hier hineinzuziehen?«

Lagardère schluckte trocken. Er war bis eben der Meinung gewesen, seine Beziehung zu Sophie sei über die Gemächer von Marie de Bourbon hinaus nicht bekannt.

»Im Gegensatz zu ihm und Euch *bin* ich ein Ehrenmann. Aber Ihr … Ihr seid das Schlimmste, was Frankreich passieren konnte!« Verächtlich spuckte d'Ornano dem Kardinal ins Gesicht.

Dieser wischte sich seelenruhig die Wange ab und nickte kurz. Mit einer blitzschnellen, fast unsichtbaren Bewegung beschrieb der Degen eines der Leibwächter einen eleganten Bogen und schnitt d'Ornano die rechte Wange von der Schläfe bis zum Mundwinkel auf. D'Ornanos Schrei war wie ein Signal. Einen Moment später waren Lagardère und die zwei Wachen in einen heftigen Kampf mit den drei maskierten Männern verwickelt. Richelieu griff an seinen Gürtel und zog einen langen Dolch.

»Seid Ihr es, Chalais?«, fragte er, sprang elegant über einen Stuhl und griff einen der Männer an.

»Das werdet ihr nie erfahren!«, ertönte eine heisere Stimme unter der Maske. Doch Lagardère, der gerade Rücken an Rücken mit einer der Wachen focht, griff zu und riss ihm die Maske vom Gesicht.

Der Comte de Chalais heulte vor Überraschung auf und setzte zum Stoß an. Antoine parierte den Schlag und wich zwei Schritte zurück. Er warf einen Blick zur Tür, wo einer der Angreifer immer noch Sophie in Schach hielt. Das Mädchen versuchte verzweifelt, seine Hände zu befreien. Wild um sich tretend wehrte es sich gegen seinen Aufpasser, der ihm daraufhin genüsslich eine Locke absäbelte. »Halt still, du Dirne«, knurrte er. »Sonst ist es dein Hals.«

Lagardère, der feststellen musste, dass Chalais ein wendiger und gefährlicher Gegner war, versuchte eine Finte nach links oben. Gleichzeitig und ohne genau hinzusehen, griff er hinter sich nach einem Schürhaken und warf ihn Sophies Bewacher an den Kopf. Lautlos brach dieser zusammen, und Sophie rannte los, in die stürmische Nacht hinaus.

Lagardère atmete erleichtert auf, bis er ihren verzweifelten Schrei hörte. Er stand für einen Moment wie erstarrt, dann stürmte er zur Tür. Als er Sophie draußen bewegungslos auf dem Boden liegen sah, stieg der Zorn in ihm hoch. »Verräter«, schrie er den Verschwörern entgegen, »das überlebt Ihr nicht!«, und stürzte sich mit einem Satz wieder ins Gefecht.

Auch der Kardinal, der einem der verwundeten Männer den Degen entrissen hatte, focht um sein Leben. Aus dem Augenwinkel sah er eine Bewegung und schrie: »Passt auf!«

Lagardère wirbelte herum, erwartete einen Degenstoß des Comte und schaute einen Lidschlag später fassungslos an sich

herunter. Ein langes Messer steckte in seiner Brust. Chalais hatte es in einer fließenden Bewegung aus dem Stiefel gezogen und geworfen. Bei dieser geringen Entfernung hatte er Lagardère nicht verfehlen können.

Lagardères letzter Blick galt dem Kardinal. »Ich habe versagt, Eminenz«, hauchte er verzweifelt, dann übermannte ihn die Nacht, und seine Augen brachen. Als er zu Boden sank, war er bereits tot.

»Im Namen des Königs, ergebt Euch!«, rief eine befehlsgewohnte Stimme von draußen. Die Verschwörer verdoppelten ihre Anstrengung, doch es war umsonst. Gegen ein Dutzend Musketiere des Königs hatten sie keine Chance.

»Seid Ihr verletzt, Exzellenz?«, fragte der Anführer, als die Angreifer allesamt gefesselt nach draußen gebracht worden waren.

»Nein«, winkte Richelieu ab, »nur ein Kratzer. Was zum Teufel hat Euch so lange aufgehalten, Henri?«

»Ähm …« Henri hustete verlegen. »Wir hatten … Verpflichtungen …«

Richelieu sah ihn scharf an und zog die Augenbrauen hoch.

»Es wird nicht wieder vorkommen, Exzellenz«, sagte Henri, legte die rechte Hand auf sein Herz und verneigte sich kurz.

Der Kardinal schüttelte den Kopf. »Diesmal seid Ihr zu spät gekommen. Ihr wisst, was das heißt, nicht wahr?«

Henri wurde blass und wollte etwas sagen, doch Richelieu brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen.

Dann kniete er neben Lagardère nieder und schlug ein Kreuz.

»Es tut mir leid, mein Freund«, sagte er leise. »Um Euch beide. Doch wer einmal versagt, lebt in diesen Zeiten nicht

lange genug, um es wiedergutzumachen. Es gibt keine zweite Chance im Leben. Nicht bei Gott – und nicht bei Kardinal Richelieu.«

Einige Tage später wurden Antoine Lagardère und Sophie Solanger auf dem Friedhof von Versailles bestattet. Die ersten Schneeflocken rieselten herab und kündigten den nahen Winter an. Sie überzogen die Gräber mit einer dünnen Schicht weißer Kristalle, die im Licht einer Fackel glitzerten. Marie de Bourbon und der Kardinal setzten ihre Fehde für einen Tag aus – sie waren die einzigen Trauergäste.

Morgen würden sie wieder Feinde sein, heute waren sie vereint im Bedauern über den sinnlosen Tod zweier Liebender.

Marie de Bourbon blickte auf die frischen Gräber und seufzte leise. Der erste Teil ihres Plans war aufgegangen: Die Saat war gesät, die Ihren vorbereitet. Dennoch hätte sie ihrem jungen, impulsiven Sekretär gerne gesagt, dass es unter Umständen eine zweite Chance gab.

Nur war diese verteufelt unsicher.

Sie waren nur noch lautlose Schatten in einer grauen und grausamen Welt. Wo sie existierten, gab es keine Vergangenheit und keine Zukunft. Zeit war unwichtig in diesem Reich.

Sie waren unzählige, und täglich, ja stündlich, wurden es mehr. Draußen, außerhalb der Grenzen dieses Reiches, verrann die Zeit. Doch wer einmal zum Schatten wurde, der war verdammt.

Für die Ewigkeit.

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Tanja Frei

Das Wispern der Angst
Thriller

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-35757-0

Diana

Erscheinungstermin: Dezember 2013

Er will nicht ihr Leben, er will ihre Seelen

Jenna Winters hat als alleinerziehende Mutter ihrer Tochter Kim eigentlich genug Probleme. Doch die Alltagssorgen rücken in den Hintergrund, als sich Kims Klassenkameradin Carolin vom Balkon der Winters in die Tiefe stürzt. Ihr Tod ist erst der Anfang. Plötzlich finden sich Jenna und Kim inmitten eines gefährlichen Spiels um Macht wieder, das über ihre Vorstellungskraft und die Grenzen der sichtbaren Welt hinausgeht. Erst langsam beginnen sie zu ahnen, welche besondere Rolle ihnen darin zukommt ...

Der Titel im Katalog